

Veronika Kourabas

Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Der Ausgangspunkt meiner Auseinandersetzung mit Geschlecht und seiner sozialen Bedeutung dürfte – so suggeriert es zumindest meine Erinnerung – ein Erlebnis meiner Kindheit sein: Ich registrierte, dass einige Menschen von gewissen Arbeiten wie beispielsweise Kochen, Wäsche waschen, Aufräumen und Putzen zuhause per se ausgeschlossen zu sein schienen, es jedoch offenbar selbstverständlich war, dass andere diese Tätigkeiten ungefragt und ohne Widerspruch zu erledigen hatten – meist ohne ein freundliches Danke, von einer Bezahlung ganz zu schweigen. Relativ schnell folgte meine „Erkenntnis“, wie und warum dies funktionierte: Das Geschlecht markierte die einzige, mir damals auffallende Differenz, die dieses Phänomen „erklären“ konnte.

Mein Einverständnis folgte dieser recht frühen Erkenntnis über die Zuweisung und Ordnung von Tätigkeiten und ihrer sozialen Entwertung entlang der Kategorie Geschlecht jedoch nicht. Ich hing *terre des femmes*-Plakate mit dem Statement „Frauenrechte sind Menschenrechte“ sowohl an der Badezimmertür meines Zuhauses wie auch in der Aula meiner damaligen Schule auf. An beiden Orten wurde mein Einsatz für Geschlechtergerechtigkeit allerdings nicht unbedingt mit Begeisterung honoriert – eine Erfahrung, die mich bis heute im Alltag und auch in meinem Beruf begleitet.

Mein Bachelor-Studium der Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin, das ich aufgrund der Bologna-Reform „nur“ noch als Zweitfach neben Erziehungswissenschaften studieren konnte (aber viel intensiver betrieb als mein Hauptfach), knüpfte an mein Unverständnis und mein Nichteinverständnis über dieses Machtverhältnis an. Hier lernte ich Personen kennen, die

sich systematisch mit Fragen beschäftigten, die auch meinen Alltag und meine Erfahrungen präg(t)en und über die ich dringend mehr erfahren wollte.

Im Rahmen meines Gender-Studiums bot sich mir die Gelegenheit, an einem studentischen Projektstudium zur postkolonialen Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands teilzunehmen. Dadurch eröffneten sich mir weitere Perspektiven auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse: „There is no hierarchy of oppression“ schrieb Audre Lorde (1983). Gemäß dieser Erkenntnis, dass keine Form struktureller Diskriminierung eine Vormachtstellung gegenüber einer anderen einnimmt, beschäftigte ich mich neben Gender bald auch intensiv mit Kritischer Weißseinsforschung, Migration, sozialen Zugehörigkeitsordnungen und Rassismustheorie. In meinem anschließenden Masterstudium „Bildung, Kultur und Wissensformen“ an der Freien Universität Berlin konnte ich dieses erweiterte Interesse an vielfältigen und ineinander verwobenen Prozessen der Konstruktion von Differenz, die mit Macht und sozialer Ungleichheit verbunden sind, weiter vertiefen.

Nach Abschluss meines Masterstudiums konnte ich berufsbiographisch zunächst mit einer Stelle als Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Juniorprofessur Interkulturelle Pädagogik der Technischen Universität Chemnitz anschließen. Mit dem Einstieg in die Lehre eröffnete sich für mich ein weiteres, mir bis dato unbekanntes, Feld, das ich mir erst selbstständig erarbeiten musste und das mich auf unterschiedliche Art und Weise forderte:

- Wie kann ich das Interesse an einem gesellschaftlich tabuisierten Thema wie strukturellem und alltäglichem Rassismus in Deutschland wecken und die Komplexität des Themas vermitteln, ohne dabei eine Abwehrhaltung bei Studierenden hervorzurufen, deren Selbstbild als „nicht rassistisch“ herausgefordert wird?
- Wie kann in hierarchisch angelegten universitären Bildungssettings eine machtkritische und selbstreflexive Auseinandersetzung angeregt werden?
- Wie gehe ich mit den unterschiedlichen sozialen Positionierungen von Studierenden und den vielfältigen Formen von (De-)Privilegierung in einem Seminar um, das eben gerade diese Verhältnisse der machtvollen Unterscheidung zum Gegenstand hat?
- Wie kann ein professioneller und kritischer Umgang mit meiner eigenen sozialen Positioniertheit als Lehrende aussehen?

Diese Fragen sind nur einige, die mich bis heute im Kontext meiner Gestaltung von Lehre begleiten und sich für mich immer wieder stellen.

Auch im Rahmen meiner 2014 angetretenen Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Carl von Ossietzky Universität in der Fachgruppe „Migrati-

on und Bildung“ stellen sich für mich diese Fragen. Zum einen in meinen Lehrveranstaltungen, zum anderen im Zuge meines Dissertationsprojekts, das eine kritische Migrations- und Rassismusforschung aus erziehungs- und sozialwissenschaftlicher Perspektive verfolgt. In den Erziehungswissenschaften markiert eine macht- und herrschaftskritische Analyse der Arbeitsmigration der 1950er Jahre in Deutschland mit Bezug auf die Subjektposition ‚gastarbeitender Anderer‘ nach wie vor ein Desiderat. Meine Promotion setzt an dieser Leerstelle an. Unter Rekurs auf theoretische Ansätze der Rassismuskritik, Migrationspädagogik, Verdinglichungs- und Subjektivierungstheorie sowie unter Einbezug von Texten von „Gastarbeiter_innen“ wird eine eigene Perspektive zur Analyse von Unterwerfung und Widerständigkeit im Migrationsregime der BRD mit Blick auf die Vergangenheit wie gegenwärtige Thematisierungsformen und Erinnerungspolitik entwickelt.

Die Gleichzeitigkeit von Lehre und Forschung, die mir bei meiner Stelle als Wissenschaftliche Mitarbeiter_in geboten wird, empfinde ich sowohl als Herausforderung als auch als große Bereicherung. Neben logistischen und zeitlichen Anforderungen bringt die Stelle zahlreiche Möglichkeiten für akademischen Austausch und persönliches Wachstum mit sich. Das Spektrum an Aufgaben bedeutet aber auch ein schnelles Hin- und Herwechseln zwischen verschiedenen Positionen: Mal trete ich als Lehrende und Seminarleitende auf, mal als Betreuer_in und Prüfer_in von Abschlussarbeiten, mal als Stellvertreter_in in Universitätsgremien (z.B. in meiner Funktion als stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte) – dann wieder als (Promotions-)Student_in. Das Navigieren dieser verschiedenen Positionen und der damit verbundenen Hierarchien und Aufgaben ist oftmals sehr spannend und lehrreich, kann mitunter aber auch recht anstrengend sein. Umso wichtiger ist es aus meiner Erfahrung daher, sich in diesem Spannungsverhältnis so zu bewegen, dass die eigene Forschungsarbeit nicht untergeht, auch wenn das Schreiben an einer großen und wichtigen Arbeit, wie es die Promotion im wissenschaftlichen Bereich ist, immer wieder neuen Mut zum Weitermachen und Durchhalten braucht. Auch ist es wichtig, sich selbst voranzutreiben, nicht zu schnell zu verzagen und selbst dann an sich und das eigene Projekt zu glauben, wenn der Weg noch nicht (ganz) klar erscheint. Um diese Zuversicht zu entwickeln und zu (be-)halten, benötigt es finanzielle Ressourcen und strukturelle Rahmenverhältnisse, die es überhaupt zulassen, sich so intensiv einer Arbeit über mehrere Jahre zu widmen. Um ein sowohl auf wissenschaftlicher als auch biographischer Ebene forderndes Projekt wie eine Dissertation realisieren zu können, bedarf es auch und v.a. der Unterstützung anderer Menschen, denn: Niemand schreibt alleine. Mir halfen und helfen v.a. Doktorand_innen-Kolloquien, wertschätzende und inhaltlich weiterführende Rückmeldungen von Betreuer_innen, Tagungen

für Nachwuchswissenschaftler_innen, um die eigene Arbeit vorzustellen und zu diskutieren, empowernde Netzwerke und nicht zu vergessen: (Peer-)Choaching.

Das Schreiben einer Promotion ist auf Raum, Zeit und Entschleunigung für das Entwickeln eigener Gedanken angewiesen. Das Promovieren benötigt auch ein großes Maß an Gelassenheit und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, dass sich die eigenen Gedanken und Denkschritte entwickeln werden und dass dieser Entwicklung vertraut werden kann. Das Selbstvertrauen in das eigene Vermögen und das Sich-Raum-nehmen-Können ist bekanntermaßen gerade für diejenigen Personen besonders schwer, die sich aufgrund sozialer Ungleichheitsachsen nicht oder erst seit kürzerer Zeit in der akademischen Welt zuhause fühlen (können). Umso wichtiger ist es, diese und andere Widersprüchlichkeiten mit anderen zu reflektieren, sie für die eigene wissenschaftliche Analyse zu nutzen, sie manchmal zumindest (temporär) zu ‚vergessen‘ oder aber zu brechen, um handlungsfähig zu sein und zu bleiben.

Literatur:

Lorde, Audre (1983). There is no hierarchy of oppressions. *Bulletin: Homophobia and Education*, 14 (3/4), 9.